

Muße für alle als gewerkschaftliche Utopie

Ein Essay¹

Prof. Dr. Bodo Zeuner, geb. 1942 in Königsberg,
lehrt Politische Wissenschaft an der Freien Universität Berlin.

Das Argument, die Menschen wüßten mit der vielen Freizeit nichts Vernünftiges anzufangen und kämen nur auf dumme Gedanken, gehört zum Standardrepertoire der Unternehmer seit dem ersten Kampf um die Begrenzung des Arbeitstages. Nach 1984 wurde es in Deutschland etwas vorsichtiger gebraucht: Die Arbeitgeber hatten die Flexibilisierung der Arbeitszeiten für sich entdeckt. Flexibel eingesetzte Arbeitnehmer haben tatsächlich viel erwerbsarbeitsfreie Zeit, mit der schwer etwas Vernünftiges anzufangen ist — freie Tage oder Halb-Tage mitten in der Woche etwa, bei denen sie mangels Kontaktmöglichkeiten zu gleichzeitig in Arbeit stehenden Freunden und Familienmitgliedern in die Rolle von „sozialen Einsiedlern“ (D. Hensche) versetzt werden. Ähnlich interessengeleitet-willkürlich ist der Umgang von Kanzler Kohl mit diesem Traditionsargument: Einmal warnt er vor der Umwandlung Deutschlands in einen „Freizeitpark“, und man hört die Abscheu gegen das Lotterleben mitschwingen; ein anderes Mal entdeckt er die in den Niederlanden höhere Teilzeitarbeitsquote als Modell für Deutschland - und die Gefahr des Sittenverfalls bei den Teilzeitarbeiterinnen ist vergessen.

Daß „Müßiggang aller Laster Anfang“ sei, ist nicht nur ein Leitmotiv konservativer Zivilisationskritiker, sondern auch der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ - das läßt sich verlängern zu: „Wer weniger arbeitet, soll weniger essen“; und das ist das Prinzip, nach dem nicht nur die Lohnarbeit, sondern auch unser an das Erwerbseinkommen gebundene System der sozialen Sicherung funktioniert.

Hier soll entgegen dieser Tradition die These vertreten werden, daß die Gewerkschaften den Kampf um Arbeitszeitverkürzung nur dann erfolgreich führen können, wenn sie ihn verbinden mit dem Ziel des „Zeitwohlstands“ und mit der Utopie der „Muße für alle“.

¹ Außer bei Zitaten habe ich auf genaue Quellenangaben verzichtet. Besonders wichtige Anregungen habe ich gewonnen aus der Lektüre einiger unverändert aktueller Schriften: Beck, Ulrich: Risikogesellschaft, Frankfurt/M. 1986; Kurz-Scherf, Ingrid/Brett, Gisela (Hg.): Wem gehört die Zeit. Ein Lesebuch zum 6-Stunden-Tag, Hamburg 1987, insbesondere die Beiträge von Christiane Müller-Wichmann, Gudrun Hamacher, Kaspar Maase, Gisela Kessler, Jürgen P. Rinderspacher und Detlef Hensche; Negt, Oskar: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit, Frankfurt/New York 1984; Neusüß, Christel: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg 1985; sowie aus vielen Gesprächen mit Gewerkschaftern und gewerkschaftsnahen Wissenschaftlern, insbesondere mit Jürgen Holz, Ingrid Kurz-Scherf, Siegfried Masson, Ursula Schäfer, Irmtraud Schlosser und Peter Vollmer.

I.

Der Begriff Freizeit bleibt noch negativ gebunden an die mit fremdbestimmter, entlohnter Arbeit verbrachte Zeit: Es ist eben die davon freie Zeit - aber was heißt das? Ist diese Zeit deshalb frei von Arbeit? Oder nur frei für unbezahlte Arbeit? Ist dies eine für eigene Bedürfnisse frei verfügbare Zeit? Oder ist es nur Reproduktions- und Kompensationszeit?

Die Arten der Bindung der „Freizeit“ an die Erwerbsarbeitszeit im gesellschaftlichen Wandel sind ein häufig untersuchtes Thema der Arbeits- und Freizeitsoziologie und auch der politischen Theorien der Arbeiterbewegung.

Bei Marx ist die Sache klar: Was das Kapital bestenfalls und erst nach Kämpfen zugesteht, ist eine Grenze des Arbeitstages, die die Reproduktion der Arbeitskraft ermöglicht. Was der Arbeiter dagegen braucht, ist „Zeit zur Befriedigung geistiger und sozialer Bedürfnisse, deren Umfang und Zahl durch den allgemeinen Kulturstand bestimmt sind.“² Beide Male geht es um einen Kampf von Interesse gegen Interesse: Zeit für Reproduktion versus Zeit für Ausbeutung ist die elementare Frontlinie im Kapitalismus. Zeit für Bedürfnisse versus von Lohnarbeitszeit abhängige Zeit ist der Gegensatz, der über die kapitalistische Herrschaft hinausweist. - „Freizeit“ als Reproduktionszeit ist gar keine freie Zeit, sondern folgt nur den Notwendigkeiten der Lebenserhaltung, die durch die Ausbeutung der Arbeitskraft gesetzt sind.

Aber ist nicht im Zuge der von der Arbeiterbewegung erkämpften Arbeitszeitverkürzung nun auch mehr „Zeit zur Befriedigung geistiger und sozialer Bedürfnisse“ entstanden? Immerhin hat sich die Wochenarbeitszeit in Deutschland seit Beginn dieses Jahrhunderts halbiert. - Die Abhängigkeiten der „Freizeit“ von der mit fremdbestimmter Erwerbsarbeit verbrachten Zeit sind komplizierter und vermittelter geworden - wirklich abgebaut sind sie nicht. „Freizeit ist an ihren Gegensatz gekettet. Dieser Gegensatz, das Verhältnis, in dem sie auftritt, prägt ihr selbst wesentliche Züge ein.“³ Arbeitszeitverkürzung hat Muße - noch(?) - nicht ermöglicht, denn:

- Reproduktionsarbeit - verstanden als unbezahlte Arbeit, die der Reproduktion des Arbeitsvermögens dient - ist weiterhin aufwendig und geschlechtsspezifisch ungleich verteilt. Von dieser Arbeit „frei“ sind Männer sehr viel mehr als Frauen. Die Verteilung der Erwerbsarbeitszeit entspricht dieser geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit Teilzeitarbeit und entsprechenden Benachteiligungen fast ausschließlich für Frauen. Solange die unbezahlte Arbeit an der Reproduktion der menschlichen Arbeitskraft nicht gleichmäßig auf die Geschlechter verteilt ist - und das geht nur, wenn auch die Erwerbsarbeit gleichmäßig verteilt wird -, kann, wie alle empirischen Befunde zeigen, von „Freizeit“ als freier Zeit für Frauen kaum die Rede sein.

² Marx-Engels-Werke, Bd. 23, S. 245.

³ Th. W. Adorno 1969, zit.nach Kutz-Scherf/Breil, S. 97.

- Im Zuge von Individualisierung sozialer Beziehungen und Chancen, die das Individuum (nach Ulrich Beck) zum permanenten Planer seiner Biographie und zum überlasteten Dauerentscheider über die Nutzung von Chancen und die Vermeidung von Gefahren für die eigene gesellschaftliche Existenz macht, ist eine neue Art der Arbeit entstanden, die man mit „privater Existenzsicherungsarbeit“ bezeichnen könnte, und die mit Freizeit als Zeit für Bedürfnisse wenig zu tun hat. „In welchem Sinn ist es Freizeit, sich mit dem Hauswirt über die Heizkostenabrechnung zu streiten, die ausgebeulte Lederhose zu reklamieren, den Entschuldigungszettel für die Mathematiklehrerin zu schreiben, die Neuregelung für den Lohnsteuerjahresausgleich zu entschlüsseln oder der Entscheidung über das Ungetüm von neuer Zahnspange mit einer weiteren Diskussion näher zu kommen?“⁴ Dies sind Arbeiten, die die Gesellschaft in der „Freizeit“ ihren Mitgliedern auferlegt und die auch zur Reproduktion der Gesellschaft notwendig sind. Sie sind nicht bezahlt, auch wenn ihre Ausführung Geldvorteile bringen oder Geldnachteile vermeiden kann. Sie bleiben oft an Frauen, vor allem alleinerziehenden, hängen, aber auch Männer sind gefordert. Nur wer einen Privatsekretär hat, kann sich diesen Arbeiten entziehen. Ex-DDR-Bürger erfahren den Streß dieser Art privater Existenzsicherungsarbeit seit fünf Jahren besonders intensiv. Einige dieser Arbeiten mögen auch lustvoll gestaltet werden können - selbstbestimmt sind sie nicht.

- Abhängige Freizeit ist schließlich der kompensatorische Konsum: Passivität, das Abschalten, die alltägliche „Nirwana“-Suche; Nichtstun als bloßes „Zur-Ruhe-Kommen“. Zu kompensieren sind übrigens auch neue Belastungen, die sich aus einer mit Flexibilität und innerbetrieblicher Mobilität verbundenen Intensivierung der Arbeit ergeben. Der Zwang zur ständigen Umstellung auf neue Anforderungen, verbunden mit Konkurrenz zwischen einzelnen und Gruppen, ist nicht einfach „Job enrichment“. Er produziert auch einen Streß, über dessen kompensatorische Bewältigung wir noch wenig Allgemeines wissen. *Eine* Kompensation könnte der Rückzug aus Lern-, Mobilitäts- und Kommunikations-Anforderungen in der arbeitsfreien Zeit sein.

- Die aktuellste Form ist die Individualisierung - also: Entgemeinschaftlichung - der Wochentags-Erholung durch Infotainment, virtuelle Realität der Kultur- und Unterhaltungsindustrie. Dafür gibt es seit dem Siegeszug des Privatfernsehens ganz neue Produkt- und Angebotsformen: Kurz-Takes und Spots, die dem Medienkonsumenten keine Konzentration auf ein Thema, ein Problem mehr zumuten. Das ist am Wochenende, genauer: am Samstag — anders. Er ist noch am ehesten der Raum für selbstorganisierte Kollektivität, für Familienleben, für Besuch von Freunden und Bekannten. Er ist, als Zusatztag zum kirchlichen Sonntag, von den Gewerkschaften erkämpft, mit der klassischen, patriarchalen Botschaft der fünfziger Jahre „Samstags gehört Vati mir!“ Gerade der Samstag aber fällt zunehmend der Flexibilisierung der

4 C. Müller-Wichmann, in: Kurz-Scherf/Breil, S. 18 f.

Freizeiträume zwecks besserer Maschinennutzung zum Opfer. Die Kirchen haben bei der Verteidigung des Sonntags offenbar etwas stärkere Bataillone.

II.

All dies ist nicht „Freizeit“ im emphatischen Sinne, freie Zeit als Zeit für Bedürfnisse, als selbstbestimmte Zeit, als Zeitwohlstand, als „andere Zeit“. Was könnte dieses Andere sein? Worin könnte Zeitwohlstand bestehen?

Zeitforscher und Zeitphilosophen haben ziemlich gut herausgearbeitet, welche Unterschiede zwischen „ökonomischer Zeit“ und „sozialer Zeit“, zwischen „objektiver“ und „subjektiver Zeit“, zwischen Erwerbsarbeitszeit und Lebenszeit bestehen. Ich wage hier eine knappe Zuspitzung:

Es gibt eine Zeit, für die die Aussage „Zeit ist Geld“ zutrifft, und es gibt eine andere Zeit, die von der Forderung „Zeit ist Geld“ zum Schaden menschlichen Lebens zerstört wird.

An dem einen Pol wäre die ökonomische Zeit zu verorten. Diese Zeit mußte in Europa mühsam und gewaltsam durchgesetzt werden — von der Installierung der ersten Kirchturmuhren um 1300 bis zur Zeitaufnahme der Sekundenbruchteile im kapitalistischen Betrieb. Kapitalismus ist Ökonomisierung der Zeit. Konkurrenzfähigkeit ist abhängig von Produktivität, und die ist um so höher, je höher die Arbeitszeiterparnis bei der Herstellung eines Produkts ist. Benötigte Zeit - und nur die wird bezahlt - muß also permanent vermindert werden. Diese Logik gilt für jeden, der die Produkte seiner Arbeit auf irgendeinem Markt verkaufen will, auch für Wissenschaftler, die ihre Ware „Publikation“ auf dem Markt verkaufen, auf dem mit der Münze Renommee gezahlt wird. Es ist die Logik der Zeitökonomie, und sie müßte, genau formuliert, nicht lauten „Zeit ist Geld“, sondern „Zeitsparen bringt Geld“ oder „Negativzeit ist Geld“. (Denn für Arbeitnehmer ist Zeit natürlich nur Geld, solange sie im Zeitlohn verbracht wird; für Arbeitslose ist sie es schon gar nicht - im Gegenteil.) Das ist die ökonomische Logik der Aufwandsminimierung, der Rationalisierung, der Zweckrationalität, der Arbeit, die in meßbare Leistung mündet.

Der Gegenpol wäre eine Zeit, die nicht verbracht wird, um einem vorher festgesetzten und zu einem bestimmten Termin zu erreichenden Zweck zu dienen. Dieser Gegenpol verweist auf die Möglichkeit der Muße, der überhaupt zweckfrei verbrachten Zeit. Dieser Gegenpol wird aber auch schon sichtbar bei allen Arten von gesellschaftlich notwendiger Arbeit, deren Ziel die Förderung der Entwicklung von Menschen ist.

Bei der Kindererziehung z. B. kommt es darauf an, noch unselbständigen Menschen eine gute Entwicklung zu ermöglichen. Das ist ein Ziel; und das kostet Arbeit. Aber es läßt sich nicht vorab definieren, wann dieses Ziel erreicht ist, und auch nicht, wieviel Arbeit dafür in welcher Zeit aufgewendet werden muß. Kindererziehungsarbeit kennt keinen Zweck und mündet nicht

in ein fertiges Produkt. Sie ist deshalb auch nicht - oder nur sehr begrenzt - rationalisierbar. Das ließe sich auch für andere Arbeiten oder Tätigkeiten sagen, die mit menschlichem Leben zu tun haben.

Erst recht gilt das Prinzip der Zweckrationalität und der Arbeitszeitminimierung nicht für jene Art von Tätigkeiten, die klassischerweise unter den Begriff *Muße* fallen. *Muße* ist nicht „Faulheit“, sondern Tätigkeit, individuelle und kollektive, deren Ziel die Selbstentfaltung, die Horizonterweiterung, die Befriedigung von Bedürfnissen nach Neugier und Gemeinschaftlichkeit, Zärtlichkeit und Liebe ist. Diese Tätigkeit trägt ihren Zweck in sich selbst. *Muße* wäre also nicht die Bindung einer Anstrengung an ein definiertes, gar meßbares Ziel, etwa: Welchen Leistungsgrad der Selbstverwirklichung erreiche ich mit dieser Übung? - *Muße* wäre auch nicht: Abschalten, Ruhe-Haben, sondern Offenheit für Neues, für neue kollektive Bindungen, für freie Vereinbarungen von Individuen. *Muße* heißt auch: Zeit für Selbstreflexion, für den Blick in das eigene innere Chaos und für das Gespräch darüber mit Freunden oder allein, beim Tagebuchschriften, Zeit für selbstversunkenes „Sinnieren“, für Handwerkeln und Basteln. Zeitknappheit gilt auch hier - aber die Zeitgrenzen sind, weil selbstgesetzt, auch verschiebbar.

Lernprozesse von Menschen folgen den Gesetzen der *Muße*, wenn sie nicht als schnelle Rezeption von Vorgeordnetem und Fremdbestimmtem in möglichst kurzer Zeit verstanden werden. Und selbst das Lernen als Hinterherdenken von Vorgegebenem, etwa das Lernen einer Fremdsprache, gelingt besser, wenn es mit eigenem Erleben verbunden ist, wie uns die Lernpsychologie lehrt. Zum Lernen als Persönlichkeitsbildung gehört die Chance, Risiken einzugehen, gehören also Umwege und Brüche. Und *Muße* kann äußerst aktive Tätigkeit sein.⁵

Die beiden hier beschriebenen Pole der ökonomischen Zeit und der menschlicher Entwicklung dienenden Zeit und ihrer utopischen Dimension der *Muße* sind nicht einfach die Endpunkte einer linearen Skala; sie hängen als Gegensätze in einer dialektischen Einheit zusammen - deshalb spreche ich von Polen. Das Problem ist nicht dadurch zu lösen, daß wir das Gewicht auf der Skala etwas mehr von der ökonomischen Zeit in Richtung auf die menschengemäße Zeit und die *Muße* verschieben - obwohl solch eine Verschiebung dringend nötig und auch aktuell möglich ist. Aber letztlich muß es darum gehen, das gesamte Verhältnis von ökonomischer Zeit und menschlicher Zeit neu zu bestimmen und zu verhandeln.

Dabei wird selbstverständlich ohne die ökonomische Zeit nicht auszukommen sein: Menschen brauchen zur materiellen Reproduktion ihres Lebens Zeitökonomie und zweckrational organisierte kollektive Arbeit. Das zeit- und zweckfreie Paradies der biblischen Schöpfungsgeschichte, aus dem

⁵ Der Zwang zur Studienzzeitverkürzung, sozial oder administrativ durchgesetzt, verbaut gerade die in der Studentensituation angelegten Chancen zur *Muße*. Aktive *Muße* wäre etwa folgende Haltung einer Studentin oder eines Studenten: Mich interessiert jetzt dieses Problem, darüber will ich alles wissen, mich interessiert nicht der Schein, auch wenn es mich noch ein Semester kostet.

übrigens die Frau mit ihrem Wissensdrang ausbrach (Eva wollte vom Baum der Erkenntnis kosten; Adam wollte sich mit dem Baum des Lebens begnügen, mithin dumm bleiben), steht uns nicht mehr offen. Von Muße allein können wir nicht leben.

Erst recht aber können wir von der uns im Kapitalismus zugemuteten Radikalisierung der ökonomischen Zeit nicht leben - schon weil dieses Zeitregime aus seiner eigenen Logik heraus darauf zielt, unsere Arbeit und unser Leben überflüssig zu machen. Es gibt ja auch eine (Negativ-)Utopie der ökonomischen Zeit und der zweckrationalen Arbeit - und die heißt Vollautomatisierung: Unsere Arbeit wird nicht mehr gebraucht; folglich haben wir unser Recht zu essen verwirkt.

Nur scheinbar übrigens bietet die neue „Philosophie“ der lean production einen Ausweg. Zwar soll danach in der Produktion, entgegen Taylor, wieder gelten: „Im Mittelpunkt steht der Mensch“ mit all seinen Qualifikationen und Motivationen, mit dem Gold in seinem Kopf. Aber dieses Gold soll zutage gefördert werden, damit die Produktion eben „schlanker“, kostengünstiger, arbeitsparender wird: „Von allem die Hälfte“, auch von der benötigten Arbeit - und dies in einem KVP, einem Kontinuierlichen Verbesserungsprozeß, bei dem es für die Arbeitenden oberstes Gebot ist, ständig über ihre eigene Abschaffung nachzudenken und entsprechend zu handeln.

Es bleibt also die einfache, wahrlich nicht neue Frage: Was soll die Entwicklungsperspektive einer Gesellschaft sein, die einerseits Einkommen und Lebenschancen an bezahlte Arbeit, an ökonomische Zeit also, bindet, andererseits immer weniger Menschen die Chance gibt, sich ihre Lebensgrundlagen durch bezahlte Arbeit zu „verdienen“?

Dieser Widerspruch führt offensichtlich in die soziale Katastrophe - zumal die bisher gängige Lösung, nämlich verstärktes Wachstum und damit Schaffung neuer Erwerbsarbeit, geradewegs in ein ökologisches Desaster führt. Die radikale Umverteilung von Erwerbsarbeit und die Abkopplung der materiellen Lebenschancen von Erwerbsarbeit durch ein garantiertes Grundeinkommen sind daher langfristig notwendig. Auch die traditionelle gewerkschaftliche Forderung nach „vollem Lohnausgleich“ für Arbeitszeitverkürzung hat deshalb die historische Vernunft auf ihrer Seite: Wer weniger arbeitet, soll trotzdem soviel essen können wie bisher, was denn sonst? Der „volle Lohnausgleich“ muß allerdings gesamtgesellschaftlich-sozialstaatlich verhandelt werden. Tarifvertraglich ist er nur für die unteren und mittleren Einkommensgruppen in der Bundesrepublik unentbehrlich; die oberen können ihren Zugewinn an Zeitwohlstand auch mit Einkommensminderungen bezahlen.

Für alle aber gilt, daß die Umverteilung der Erwerbsarbeit durch Arbeitszeitverkürzung nicht nur mehr Beschäftigung sichert oder schafft, sondern auch mehr Zeitwohlstand bis hin zur Chance für Muße bringen kann.

III.

„Den Müßiggänger schiebt beiseite...“ heißt es im deutschen Text der „Internationale“. Gewiß war mit diesem Müßiggänger der Kapitalist oder der Feudalherr gemeint, der andere für sich arbeiten läßt. Aber die Verachtung all derer, die scheinbar nichts Brauch- und Meßbares produzieren, darunter die Intellektuellen, zieht sich als Grundmotiv durch die Geschichte gerade der deutschen, vom Produzentenstolz des Facharbeiters geprägten Arbeiterbewegung. Können Gewerkschaften, die aus dieser Tradition kommen, die Forderung nach Zeitwohlstand, nach „Muße für alle“ zu der ihren machen?

Muße für alle ist unter den gegebenen Verhältnissen eine reale Utopie, das heißt: eine Vorstellung von einer besseren Gesellschaft, die nicht durch kurz- oder mittelfristige Aktionsprogramme zu verwirklichen ist, die aber als Orientierung für politisches Handeln dienen kann und deren Realisierung nicht als unmöglich erwiesen ist. Schritte in Richtung auf diese Utopie müßten sich angeben lassen.

Ein wichtiger erster Schritt könnte darin liegen, daß diejenigen, die Arbeitszeitverkürzung fordern, die Idee des „Zeitwohlstandes“ stärker in den Vordergrund stellen, d. h. auch: sie vorleben. Wer auf Arbeitszeit - und damit auch auf Einkommen oder auf mögliche Einkommenszuwächse verzichtet, leistet damit eben nicht nur einen Verzicht, erlegt sich eine Entbehrung auf, sondern gewinnt gleichzeitig etwas Neues: mehr *selbstbestimmte* Zeit, täglich, wöchentlich, auch für längere Phasen der Unterbrechung der Erwerbsarbeit.

Zeitwohlstand ist noch nicht die realisierte Utopie. Menschen brauchen mehr Zeit, um Schritte der Ablösung von der Determination ihrer „Freizeit“ durch Erwerbsarbeit zu üben und zu realisieren — und damit auch mehr Selbstbestimmung über ihre ökonomische Zeit zu gewinnen.

Zeitwohlstand wäre es, durch den 6-Stunden-Tag mehr Zeit für gleiche Aufteilung der Reproduktions- und Existenzsicherungsarbeit zwischen den Geschlechtern zu gewinnen. Auf diesem Gebiet prallen die sozialen Geschlechterinteressen aufeinander. Männer haben etwas zu verlieren, wenn sie zu mehr Hausarbeit (samt der Verantwortung dafür) verpflichtet werden. Sie mögen ihre Lust am Kochen oder an der Kindererziehung entdecken, aber spätestens beim lästigen Putzen oder Spülen endet das Vergnügen. Der Gewinn, den Männer aus der Gleichverteilung auch unangenehmer Arbeit schöpfen, kann nur in einer glücklicheren Beziehung liegen. Unangenehme Arbeit gegen Entgelt und unter Fremdbestimmung zu tun, haben Männer (und Frauen) in ihrer Erwerbsarbeit ohnehin gelernt. Warum sollte die Fremdbestimmung nicht durch die freie Vereinbarung mit dem Partner/der Partnerin ersetzbar sein? Ein Teil der gewonnenen Zeit wird dann für Vereinbarungs- und Beziehungsgespräche benötigt. Dies kann dann auch wieder „Arbeit“, etwa Beziehungsarbeit, genannt werden. Aber diese Tätigkeit enthält, so anstrengend sie sein mag, auch die Möglichkeit aktiver Muße.

Zeitwohlstand wäre es, auf kompensatorischen Konsum und auf die Möglichkeit zum „Abschalten“ weniger angewiesen zu sein. Kann Eigenarbeit, Liebe, Freundschaft, Kommunikation, die kollektive Muße in der Gruppe, den Konsum teil- und schrittweise ersetzen? Der gewaltförmige Übergriff der an die Abschaltbedürfnisse des isolierten Individuums angepaßten Unterhaltungsindustrie, vor allem des Privatfernsehens, auf die Alltagskultur scheint ziemlich erfolgreich zu sein. Es macht aber Sinn, den Überdruß, der sich gegenüber dem durch Privatsender nicht vielfältiger, sondern gleichförmiger gewordenen Fernsehangebot zu regen beginnt, zu formulieren und zu artikulieren, vor allem durch Beispiele, wie arbeitsfreie Zeit anders und glückvoller verbracht werden könnte als unter der Alternative: Fernsehabend, das ist billig, oder Sauna-Abend, aber das kostet zu viel. Gefragt sind neue Ideen zu einer alternativen (Alltags-)Kultur.

IV.

Ohne daß Gewerkschaften die Idee des Zeitwohlstandes, also des Zuwachses an Lebensmöglichkeiten durch ein Verständnis von „anderer“, nicht in Geld ausdrückbarer Zeit, vertreten und ihren Mitgliedern nahebringen, werden sie auch diejenigen ihrer Mitglieder, die auf Einkommenszuwächse verzichten könnten, nicht oder nur in Notlagen vom Sinn einer Arbeitszeitverkürzung ohne tariflichen Lohnausgleich überzeugen können.

Zeitwohlstand ist in dieser Gesellschaft, in der die ökonomische Zeit alle Lebensbereiche durchdringt, nicht von selber als Idee präsent. Die Gewerkschaften haben hier eine kulturelle Aufgabe, die sie gewiß nicht allein erfüllen

können, sondern nur im Bündnis mit anderen Kräften einer Gegenkultur gegen die herrschende Kommerzialisierung der Individualisierung. Sie können aber einiges tun, etwa:

- Das Thema „Zeitwohlstand“ wachhalten und praktische Angebote für eine selbstbestimmte „Freizeitgestaltung“ machen. Warum wurde in Wolfsburg und Emden und an den anderen niedersächsischen VW-Standorten nicht gleichzeitig mit der Einführung der 28,8-Stunden-Woche über ein selbstverwaltetes oder vom Betriebsrat verwaltetes Kommunikations- und Kulturzentrum nachgedacht?

- Warum führen die Gewerkschaftssekretäre den Mitgliedern nicht selber die Vorteile von Zeitwohlstand vor? Warum gibt es so wenig Teilzeit-Beschäftigte in den Gewerkschaftsapparaten? Warum so viele, die sich „im Dienste der Sache“ aufreiben und dabei den Kontakt zur psychosozialen Realität der Kollegen verlieren? Muß es denn so sein, daß der Zeitwohlstand für alle nur dadurch erkämpft werden kann, daß die Chef-Kämpfer, die Stellvertreter, auf ihren eigenen Zeitwohlstand verzichten? Derzeit werden Gewerkschaftssekretäre, wie auch andere Politiker, immer mehr zu einer sozialen Problemgruppe. Oft scheitern Beziehungen, weil sie nur noch arbeiten. Einige begeben sich dann in professionelle Hilfsdienste, um schnell wieder für ihren Job fit zu werden. Was ihnen nottäte, wäre Muße.